

Hans Joas

Kriege und Werte

Studien zur Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts

© Velbrück Wissenschaft 2003

Wer die Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts ernst nimmt, kann schwerlich an Fortschrittsmythen glauben. Dieses Buch setzt die Friedenshoffnungen und Friedenserwartungen der liberalen und sozialistischen Traditionen ins Verhältnis zur Wirklichkeit von Krieg und staatlich organisierter Gewalt im zu Ende gegangenen Jahrhundert. Dabei geht es weder um eine pazifistische Moralisierung noch um eine »realpolitische« Entmoralisierung des Krieges. In den hier versammelten Studien wird vielmehr in immer neuen Anläufen nach dem Verhältnis von Kriegen und Werten in einer Vielzahl von Konstellationen gefragt. Der doppelte unbestimmte Plural – »Kriege« und »Werte« – dient dazu, die Variabilität dieser Verhältnisse hervorzuheben. Warum sind Kriege in so starkem Maße Anlaß zur Produktion großer Deutungen und ganzer Deutungssysteme? Was sind die faszinierenden Züge, was aber auch die Tücken des Traums von der gewaltfreien Moderne? Gibt es Parallelen zwischen der Erfahrung von Wertbindung und der der Gewalt? Gibt es universalistische Rechtfertigungen für kriegerische Interventionen?

Um Fragen wie diese kreisen die Kapitel dieses Buches. Der Band enthält einen beträchtlichen Teil meiner Aufsätze zur Soziologie von Krieg und Gewalt, die in den letzten zehn Jahren entstanden sind. In vielfacher Weise von den zeitgeschichtlichen Ereignissen der achtziger und der neunziger Jahre beeinflusst, hat die Arbeit an ihnen meine eher systematisch orientierten Bemühungen auf Gebieten wie der Handlungstheorie, Wertphilosophie und Gesellschaftstheorie kontinuierlich begleitet und ergänzt. Wie auch für diese systematischen Arbeiten ist für die hier vorgelegten Studien eine hermeneutische oder ideengeschichtliche »Brechung« charakteristisch, die trotz allen modischen Geredes über Hermeneutik derzeit eher als altmodisch gilt und sich in Philosophie und Sozialwissenschaften deutlich in der Defensive befindet. Gemeint ist eine Vorgehensweise, die sich den Gegenständen der Forschung sehr stark über die Geschichte der bisherigen Beschäftigung mit den Themen ihres Interesses annähert und nicht an einen unvermittelten Zugang zu den Sachen selbst oder einen Fortschritt der Wissenschaft durch Ignoranz gegenüber dem schon Gedachten glaubt. Die Vorstellung, das früher Gedachte sei zu Recht dem Vergessen anheimgefallen, ergibt sich ja selbst aus dem Fortschrittsmythos – der auf dem Gebiet der Wissenschaft, insbesondere im Selbstverständnis der Wissenschaftler, seine stärkste Bastion hat. Trotz aller philosophischen Kritiken und wissenschaftsgeschichtlichen Widerlegungen bleibt die Vorstellung einer kumulativen und progressiven Entwicklung der Wissenschaften hin zur Entdeckung allgemeiner, empirisch bewährter und ein kohärentes Ganzes bildender Gesetze bestimmend für dieses Selbstverständnis. In dieser Perspektive ist das Ältere schlicht das Überholte.

Demgegenüber soll nicht etwa die Möglichkeit wissenschaftlichen oder überhaupt historischen Fortschritts geleugnet werden. Eine solche pauschale Leugnung müßte ja die Form einer bloßen Umkehrung des Fortschrittsglaubens in einen pessimistischen Mythos von Verfall und Untergang annehmen. Alles menschliche Streben nach einer Verbesserung der Verhältnisse wäre damit immer zum Scheitern verurteilt, und keine Einsicht in die Mechanismen des Scheiterns wäre je geeignet, ein Scheitern zu verhindern